

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

301 (24.12.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 98



Weltenweihenacht.

Irgendwo in der Welt
Glänzen und strahlen heut Kerzen,
Und ein Fänklein fällt
Auch in die müdeften Herzen!
Und ein Tannengrün ladet
Hoch über tausend Bäumen!
Seht Ihrs? — Die Welthenacht
Will euch umspinnen mit Träumen!..

Ja, die Sehnsucht zum Licht
Keimt schon in zahllosen Herzen!
Seht Ihr die Hoffnung denn nicht
Zünden die Weltekerzen!
Strafft Eure Nacken, trotz Frost!
Hängt auch der Himmel noch trübe,
Einmal liegen ja doch
Gleichheit und Bruderliebe!

Irgendwann soll am Glück
Werden ein Anteil Allen:
Bürde und Mißgeschick
Löst sich in Wohlgefallen, —
Liebe und Friede wird sein;
Denn die da fronen und knechten
Werden sich mutig befreien,
Pflichten tauschen mit Rechten!

Glocken klingen! — Hört hin,
Was sie Euch sagen und singen!
Was Ihr mit mutigem Sinn
Fordert, es muß Euch gelingen!
Duftend ein Tannengrün ladet
In alle Nöte und Schmerzen...
Kämpfet! — Die Weltweihenacht
Zündet Euch schimmernde Kerzen!..



Meeres zu suchen sei. Solche Wanderer aus dem Süden aber gab es oft, denn reichlich sind uns ihre Spuren erhalten in altgermanischen und vorgeschichtlichen Grabdenkmälern als Nephrit- und Jadeitschmuck und Waffe. Weide Gesteine kommen in Europa kaum vor; sie finden sich „gewachsen“ im südöstlichen Asien und die wenigen Fundorte in Skandinavien kommen gar nicht in Betracht angesichts der weiten Verbreitung von Nephritbeilen in der prähistorischen Welt. Wandernde asiatische Händler haben sicher das Meiste davon nach der ultima Thule gebracht, gleich wie die Griechen und Phoeniker schon in Urzeit hinaufgezogen nach Nifelheim an die Bernsteinklüften, um den hochgeschätzten „Elektron“ zu holen, dessen Name erst drei Jahrtausende später so ungeahnte Bedeutung für den Menschen erlangen sollte. Solche Voten aus der heißen Welt aber betätigen dem Deutschen der Vorzeit die Wichtigkeit seines Weltbildes und die Tatsache einer südlichen Wärmequelle.

Wie richtig war aber erst der Satz von der Weltenecke, die in der Weisheit, in der höchsten Kultur wurzelt, just in richtiger Mitte zwischen dem Kälte- und Wärmeland. Wie sinnvoll, daß das Leben gerade dort entsiehe, wo sich kalte und heiße Strömungen mischen! Deutschland, Mitteleuropa war damit als die Wiege der Menschheit und der Kultur gekennzeichnet. Das ist eine Anschauung, zu der die Wissenschaft sich erst in unseren Tagen durchgerungen hat. Sie ist heute zu der Ueberzeugung gekommen, daß Mitteleuropa immer eine führende Stellung hatte, und die prähistorischen Skelettfunde namentlich der Dio-Magnon-Zeit haben den alten Irrtum endgültig zerstört, als sei der Europäer nicht Eingeborener seines Landes, sondern ein Einwanderer aus dem fernen Indien.

So besteht denn das schöne dichterische Bild der Edda auch vor dem wissenschaftlichen Bewußtsein von heute zu recht und damit auch der Weihnachtsgedanke, der nichts anderes als eine Projektion dieser geographisch-entwickselungsgeschichtlichen Behauptungen auf den Kreislauf des Jahres ist. Was unsere Vorfahren in der horizontalen Erstreckung des ihnen bekannten Weltteiles sahen, erlebt jeder von ihnen auch im Ablauf eines Jahres. Die Kälte- und Wärmequelle wurde jedem fühlbar und jeder merkte, daß in dem Augenblick, da beide miteinander stritten, das neue Leben ausblühte, als entsündeten dadurch die Grundstoffe des lebendigen Werdens.

Von selbst wurde dadurch das Sinnen und Grübeln auf den Beginn dieser jährlich wiederkehrenden lebenserzeugenden, schöpferischen Wandlung hingelenkt, und rasch hatte der scharfsinnige Volksgeist herausgefunden, daß noch mitten im Frost und Eis diese Wandlung sich vorbereite in einer Woche, die als die lebensheiligende zauberisch-unverwundliche und doch so sichtbar wirkende Zeit aus dem ganzen Jahresablauf hervorgehoben wurde als die Woche der Weihnachts.

Was der Urmenich in einfachste Begriffe kleidend, unbestimmt aber doch mit unbeirrbar sicherem Gefühl empfand, ist auch für den Kulturmenschen von heute gültig geblieben. Wenn er nicht ganz entartet und abgestumpft ist für die natürlichen Bedingungen seines Seins, wird ihn ein inneres Gefühl immer dazu treiben, die Weihnachtswoche bedeutungsvoll zu empfinden und auch festlich zu begehen. Auf tiefen, im Wesen der Natur begründeten Ursachen hat sie ihm etwas zu sagen, einen der ewigen und alle Menschen gleicherweise berührenden Gedanken, die das Volksempfinden stets mit ungemein feinem Gefühl zu erfassen und auch mit höchster Kunst und Innigkeit in sinnige Formen einzukleiden wußte. Auch in aller Zukunft wird das Volksempfinden stets eine herzbevegende Form dafür finden, so oft auch noch das Symbol des Weihnachtsgedankens wechseln mag.

Für unsere Frauen.

Weihnachtsgedanken arbeitender Frauen.

Es ist ein wunderbares Gefühl, aus eigenen selbsterworbenen Mitteln Freunden und Angehörigen eine Weihnachtsfreude bereiten zu können. Vor dem Fest noch eine besondere

Ansammlung der Kräfte, eine Mehrarbeit, damit von dem Lohn etwas übrigbleiben kann. Wieviel Vergnügen bereitet es, in den Händen auszuwählen für alle, die man beschenken will! Und auch wenn nur ein paar Pfennige erspart werden konnten — wie glücklich ist die Mutter, die sich die Freude der Kinder ausmalt über die kleinen billigen Geschenke, die sie ihnen geben kann. Wo wäre die Frau, die nicht gern eine Last Arbeit mehr auf sich nähme, wenn sie dadurch ihren Lieben zu Weihnachten eine frohe Stunde, ein bescheidenes Glück bereiten kann. Wunderbar ist das Gefühl, selbst für die Freude der anderen gearbeitet zu haben. Tausendmal schöner als das Einkäufen mit gefülltem Portemonnaie, das den reichen Frauen zur Verfügung steht, ohne daß sie einen Gedanken daran zu verschwenden brauchen, woher es kommt. Gewiß, die Sorge fehlt den Wohlhabenden, wie das Geld herbeigeschafft werden soll, das man braucht, um alle die Dinge zu kaufen, die unter dem Weihnachtsbaum liegen sollen, aber sie kennen auch nicht den Stolz, sich selbst habe mich bemüht, ich habe mehr gearbeitet, damit ich auch eine Freude machen konnte.

Aber freilich, bedenkt man die andere Seite der Frauenarbeit, so geht viel von der Feststimmung verloren. Man zermartert den Kopf mit Fragen: warum muß das so sein, warum auf der einen Seite Ueberfluß und auf der anderen Armut? Warum gibt es so viele Frauen, die etwas erarbeiten möchten, aber nicht können, weil es keine Arbeit für sie gibt?

Dieses Jahr wird es am Weihnachtsfest in manchem Hause trübe aussehen. Wo sonst den Kindern wenigstens ein Baumchen geschmückt und kleine Geschenke gegeben werden konnten, ist diesmal alles dunkel und freudlos. In vielen, vielen Familien kommt kein Gedanke an Weihnachten auf, die Not ist so groß, daß die Frage, wie das Unerträglichste zum Leben herbeigeschafft werden soll, alles andere überbietet. Wo kein Geld für Brot, geschweige denn für Heizung und Licht vorhanden ist, kann nicht Weihnachten gefeiert werden. Die Arbeiterfrauen, die bisher nur Mitharbeitende waren, werden zur Erhalterin der ganzen Familie. Mit dem kleinen Zuschuß, den sie erarbeiten, muß nun der ganze Lebensunterhalt bestritten werden. Frauen, die früher keine Erwerbsarbeit zu leisten brauchten, müssen nun hinaus und versuchen, ob ihnen jemand Arbeit gibt. Wie sie wandern, bei diesem und jenem nach Arbeit fragend, und fast immer kommt die gleiche Antwort: Kein Platz mehr frei!

Und andere Frauen gibt es, die noch Arbeit haben, mehr Arbeit als ihnen lieb ist. Seht euch die Verkäuferinnen in den großen Geschäften an, wie elend sie aussehen. Vom Morgen bis zum Abend müssen sie auf ihrem Posten sein. Bei dem starken Andrang des Publikums werden an ihre Nervenkraft große Anforderungen gestellt. Sonntagseruhe gibt es vor dem Fest nicht für sie. Sie arbeiten und arbeiten, ohne daß ihnen die Aussicht auf Ueberstundenverdienst winkt. Selbst die Sonntagseruhe müssen sie daran geben ohne eine Entschädigung dafür beanspruchen zu können. Sie dürfen nicht wagen, diese Einrichtung zu kritisieren, denn so und so viele Mädchen sind vorhanden, die nur darauf warten, in ihre Stellen einzurücken, wenn ihnen vom Chef gekündigt wird. Sie müssen sich duden und versuchen, die Ansprüche, die an sie gestellt werden, zu befriedigen, die Kündigung auf den 1. Januar lauert sowieso versteckt im Hintergrunde.

Die Angst vor der drohenden Arbeitslosigkeit lähmt auch bei diesen Frauen die Freude. Nirgends ist etwas von der jubelnden Feststimmung zu spüren, die ihnen sonst half, die schwere Arbeit leichter zu tragen. Beneidenswert die Frauen, die nicht mit der Sorge um das tägliche Brot zu kämpfen haben.

Beneidenswert; und doch haben die Arbeiterinnen eins vor ihnen voraus: das Bewußtsein, daß sie nicht allein stehen, daß sie nicht im Stiche gelassen werden von denen, die aus derselben Schicht entstammen und die das Glück hatten, ihre Arbeit nicht zu verlieren. Die Gewerkschaft und die Partei versuchen denen, die mutlos und ohne Hoffnung dem Weihnachtsfest entgegensehen, doch etwas Festfreude zu geben. Wenigstens die Kinder sollen wissen, daß Weihnachten ist. Und diese Bescherung der Kinder wird den Arbeiterfrauen, den Müttern, den erwachsenen Töchtern mehr geben als die Freude darüber, daß die Kleinen nicht ganz leer ausgehen brauchen, in diesem Jahr. Es muß sie mit Stolz erfüllen, diesen Organisationen anzugehören, die ihnen nicht nur helfen im Kampf gegen Ausbeutung und gegen politische Unterdrückung, sondern die auch gern Opfer bringen, um den Kindern die Möglichkeit zu geben, ihr Fest zu feiern.

Manche Frau, die vielleicht oft genug ärgerlich war, wenn die Partei ihren Mann in Anspruch nahm, wird in diesen Weihnachtsstagen umdenken lernen. Sie wird die Größe und Güte der Sache erkennen und wenn sie soweit ist, wird sie auch nicht länger zögern, selbst an den Arbeiten der Partei teilzunehmen und sich in ihren Dienst zu stellen. Und die Gewißheit, daß auch sie berufen ist, etwas für die Zukunft der Arbeiterklasse zu leisten, wird ihr ein wenig von dem Mut und der Freude wieder geben, die sie in dieser hatten Zeit verloren hat.

Pantaleon.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anton Zentrich.

Jetzt ist Advent. Es gibt keine schönere Zeit im Jahr. Aber das ist nur, weil jeder Tag seinen langen Abend hat. Da sitzen wir um den großen Tisch und alle tun etwas, nur mit dem einen Ziel, daß die Stunden zwischen fünf und sieben Uhr nachmittags am vierundzwanzigsten Dezember so festlich und froh und ruhig verlaufen als möglich. Denn die Weihnachten, wo am letzten Tag der Baum gekauft und dann mit dem etwa vorhandenen Geld in der Stadt herumgejagt und mit einigen Paketen unterm Arm nach Hause gestürzt wurde, um unter dem Geschrei der ungeduldigen Kinder noch rasch den Baum zu pflanzen, und dann, wenn die Bescherung vorbei war, unwirsch ins Bett zu liegen, diese Weihnachten haben wir satt. Wer die Sonnenwende feiern will mit germanischen Meben und Feiern auf offenem Feld, dem wollen wir die Freude nicht nehmen. Wir feiern Weihnachten so altmobiß als möglich. Und zwar drei Wochen lang. Am Abend des fünften Dezember gehts an. Da kommt der Nikolaus, bringt Nüsse und Äpfel, eine Kute und läßt gelegentlich die Kette rasseln. Er erzählt ungläubliche Geschichten, aus denen hervorgeht, daß er mit dem Lebenswandel aller in der Familie wohl vertraut ist; dann erteilt er gelinde Verwarnungen, wobei er einschießen läßt, er stehe mit dem Christkind auf einem ziemlich guten Fuß und habe bei dessen Entscheidungen auch sein Wörtchen mitzusprechen. Dann verabschiedet er sich unter wohlwollenden Verbeugungen, wie sich das für einen ordentlichen Nikolaus gehört.

Von diesem Abend an kommt nur die große Lampe, gefüllt bis zum Rand, auf den Tisch. Nach dem Nachtessen wird vergoldet, gelaubsagt, geschminkt, gepappt, gestrichelt, gestickt und manchmal dazu vorgelesen aus irgend einer ganz uralten Geschichte. Manchmal kommt aber auch die alte Götin. Die hat schon zweihundert Jahre auf den Schultern, aber ist noch so lebendig wie wir andern alle zusammen. Wenn sie erzählt, und ihr dabei, je nachdem die Geschichte traurig oder lustig ist, die Tränen die Waden herunterlaufen oder eine Schelle Lachen aus dem Mund fährt, dann werden die Augen der Frauen und Mädchen immer größer, und wenn sie wieder gegangen ist, hinauf in ihr Häuschen ins Oberdorf, dann sagen alle, diesmal sei's doch am schönsten gewesen.

Und gestern Abend war die Götin wieder bei uns zu Licht und hat die Geschichte vom Pantaleon erzählt.

Das war aber so: Nach der Achtundvierziger Revolution, als die letzten Freischärler in die Schweiz geflohen waren, ist eine böse Zeit für den Kaiserstuhl gekommen. Der Rhein ist ausgetreten und hat die Felder verjaget und in den Kellern der Bauernhäuser sind die leeren Fässer geschwommen. Denn in den Neben hat man in jenen Jahren mit einem Sack voll den Herbst heimtragen können. Also gab's auch keinen Wein, keine Frucht, keine Kartoffeln und gar nichts, und alle Welt war gewiß, daß jetzt das Ende aller Zeiten nahe und daß jetzt der „Entschrist“ kommen würde. Damit meinten sie aber den Antichrist. Die Bauern waren sich nur noch nicht klar darüber, in welcher Gestalt er käme. Die meisten jedoch waren ganz sicher, daß der Entschrist nur ein Preuß sein könne, und wenn wir Kinder aus der Schule heimkamen, so erzählten wir uns nur noch von dem Preuß, der Entschrist in den Stiefeln habe und unter dem Rock heimlichen Flaum und Federn trüge. Nur der Vater, der Schnellerhans, lachte über den Entschrist und sagte, die Kaiserstühler müßten ihren Verstand in den guten Herbstjahren verbrannt haben, daß sie jetzt, wo sie nichts zu laufen hätten, so dummes Zeug redeten. Er selber war zwar ein Küfer, aber ein so nüchtern Mann und so stark, daß diejenigen, welche an den Entschrist glaubten, aus einem guten Grund keine Fädel mit ihm anfangen, wenn er sie auslachte.

Der Schnellerhans war aber nicht nur der stärkste Mann im Dorf, sondern auch der am meisten Erbarmen gehabte über alle leidende Menschheit und alles duldende Vieh. Die Bauern haben ihn oft genug ausgelacht und ihm Uebles nachgeredet wegen seines „gottesläster-

lichen Verstandes“. Denn anders nannten sie seine Güte nicht. Sie schimpften ja nur hinten herum; aber einmal wäre es doch fast zu einem offenen Aufstand und zu Gewalttaten gegen den Schnellerhans gekommen.

Es war am ersten Dezember und der Vater kam gerade heim von Breisach, wo er einen Fims gezahlt hatte. Es war kalt und die genagelten Schuhe gießten auf dem gefrorenen Schnee. Da sieht der Vater mitten auf dem Weg einen Menschen liegen, ein schmächtiges Handwerksburschlein, und halber steif. Der hatte blaue Gosen an und einen braunen Schokrod und unter der schwarzen Kappe mit dem großen Lederschild schauten ihm brandrote Haare hervor. Da war kein langer Diskurs am Platz. Der Schnellerhans lud den Handwerksburschen auf und brachte ihn heim ins Haus. Die Mutter brachte auch nicht lange zu fragen, was jetzt nottue. Bald prasselte ein Feuer auf dem Herd und als der Gast den ersten Teller Suppe gegessen hatte, fing er an auf Vaters Fragen Antwort zu geben. Er zog seine Schriften aus dem langen Schokrod und der Vater hielt das Arbeitsbüchlein weit vor die Augen und sagte uns dann, das sei kein Preuß, wie man nach seiner Sprache vermeinen könnte, sondern ein ehrlicher Gutmachergesell aus Köln im Rheinland. Wir hörten jetzt dem Handwerksburschen gerne zu; denn er redete so eine künstliche, feine Sprache, als obs gar kein Deutsch wäre und kaum die Hälfte davon verstanden wir in den ersten Tagen. Dann sagte der Vater, das sei ein kranker Mann und aus dem Spital in Basel weggeschickt worden weil er ein Ausländer wäre. Die Basler seien von jeher fromme Ständler gewesen und hätten die Frömmigkeit immer nur im Mantel gehabt. Jetzt solle er bei ihm, dem Schnellerhans, bleiben, bis er wieder zurecht sei für die Weiterreise, und wenn ihn die Luft ankomme, könne er uns ein Stückchen oder das andere von seinen Reiser und Erlebnissen berichten.

Da fing der Handwerksbursche vor Glück an zu heulen, aber als ihm die Mutter noch einen Teller von der guten Suppe hingestellt hatte, war er wieder bald betrunken. Wir Kinder sahen ihm gern zu, weil er den Köffel auf eine so vornehme Weise halten konnte, und trotz seiner vielen Sommerprossen ein freundliches Gesicht hatte und schöne Augen, mit denen er einen so gut ansehenden Konntey daß man ihn lieb haben mußte. Am meisten gefiel uns aber sein Name. Der Vater sagte, er hieße Pantaleon und so sollten wir ihn auch nennen. Denn der Vater gab allen Leuten immer nur die Vornamen.

Der Pantaleon bekam eine Bettstatt mit frischem Stroh in der Werkstatt aufgeschlagen und wenn er auch ganz still und schein durchs Haus ging, so konnte man ihm doch ansehen, wie wohl es ihm bei uns war. Aber selbst konnte er nichts. Er war zu elend und sah mit seinen blauen Tuchhosen und dem braunen Rock und der schwarzen Schilddappe auf dem Kopf am liebsten auf der Ofenbank und erzählte uns Kindern Geschichten. Es gab kein Land, aus dem er nicht eine gewußt hätte. Am besten kannte er sich aber in der Türkei und in Arabien aus, und von den Großvezieren und Sultanen erzählte er, als ob es seine besten Freunde gewesen wären.

Am Tag von Santisklaus war aber der Pantaleon auf einmal nicht mehr da. Wie es aber dunkel wird, kommt ein Santisklaus zur Tür herein, aber ein ganz kleiner, wie noch gar nie. Er hatte Roden aus Habelspänen und einen Bart aus Berg, wie es der Vater um die Spunden widelte, die nicht gut schließen wollten. Und ein ganz kleines Mütchen hatte er, so klein, daß man nicht einmal ordentliche Tagen damit hätte ansteilen können. Aber wie der Santisklaus auf einmal anfing zu reden und sagt: „Hörst emal, liebe Kinderche...“ da wußter wir, daß es der Pantaleon war und des Vaters langen Mantel anhatt, den der Schnellerhans anziehen mußte, wenn er einen Toten hinauf auf den Gottesacker tragen half. Und wir riefen nur: „D, das ist ja der Pantaleon!“, rissen ihm die Rodenspäne vom Kopf und den Ruder vom Sinn und tanzten um ihn herum, wenn er auch sein kleines Mütchen noch so grimmig schwang.

Am andern Morgen sagte der Vater, der Pantaleon sei viel kränker, als er gemeint habe; er habe in der Nacht

einen Bluffzug gehabt und leide ganz gewiß an der Augenstich. Das war auch so. Da ließ der Vater auf seine Kosten den Doktor kommen. Der schüttelte den Kopf und meinte, es sei nichts zu machen. Da stellte sich der Vater seine eigene Bettstatt in die Werkstatt und legte den Pantaleon in eine Kammer gerade neben die, wo wir Kinder mit der Mutter schliefen. Vater und Mutter pflegten ihn und so kam langsam Weihnachten heran.

Im Dorf hatte sich aber unterdessen die Kunde herumgepöngelt, der Schnellerhans haben den Entschrist bei sich. Es sei ein Preuß und habe rot Haare. Das hat der Judas gehabt. Der Vater kümmerte sich nicht viel um das Geschwätz; aber am Tage vor Weihnachten, gerade zur Zeit, wo sonst das Christkind mit einer Krone aus Goldpapier und einem weißen Gewand kam, und der Tannenbaum angezündet wurde, rief die Mutter den Vater ängstlich in die Stube. Draußen vor den Fenstern hatten sich ein Duzend Bauern mit Frigeln und Sensen und Drehschlegeln eingefunden, um den Entschrist bei Schnellerhans totzuschlagen.

Da ging der Vater, lang und stark wie er war, und ohne etwas in den Händen, hinaus auf die Gasse und sagte: „Ihr unmässigen Menschen! Ihr kommt zu spät! Totschlag braucht ihr denn Handwerksburschen nicht mehr. Er ist gerade vor einer Stunde gestorben. Und jetzt schämt euch in Gottes Namen noch, daß ihr am Weihnachtsabend so wie Räuber und Mörder mit Sensen und Drehschlegeln in der Nacht herumtschleicht, um einem armen Teufel, der euch nie was zu leid getan hat, das Leben auszublasen. Und jetzt geht heim, ihr traurigen Gesellen!“

So hat der Schnellerhans geredet und ist mit gespreizten Beinen und den Händen in den Hosensäcken unter der Haustüre gestanden, und hat sie angeschaut. Und gerade so still wie sie gekommen waren, sind sie aus dem Schein, den die Lampe durchs Fenster warf, weggeschlichen und haben sich geschämt.

Am Stefanstag, dem Tag nach Weihnachten, hat der Pfarrer mit dem Vater zusammen den Pantaleon begraben. Der Vater hat ihn aus sechs leichten Schwartenbretern einen Sarg gemacht. Er hat wohl gewußt warum. Die drei andern Sargträger ließen sagen, sie wollten so einen nicht begraben helfen. So kam denn der Pfarrer mit dem Meßbuch vors Haus und der Vater nahm den Pantaleon im Sarg allein auf die Schulter und trug ihn hinaus auf den Gottesacker. Und gerade, als ob die Sonne gewußt hätte, was los ist, hat sie mit aller Kraft gestrahlt, und auf dem Gottesacker war ein Algen und Funken von Reif und Schnee wie noch nie. Der Pfarrer sagte schnell ein paar Gebete her, spritzte dann ein bißel Weihwasser hinab und ging wieder heim.

Aber der Vater war immer dafür, daß lustig begraben würde. Wenn er mit den andern drei Sargträgern zusammen einen Bauern im schönlackierten Totenbaum auf den Schultern hatte, so sang er, während die andern drei die Totenresponserien psalmodierten, immer einen eigenen Vers still vor sich hin. Der lautete:

„Wolle mer ne nehme, oder wolle mer ne liege lon? Mer wolle ne nehme, denn mer henn ja unser Lohn derwon.“

Der Lohn war ein Gulden und ein Riter alter Kaiserstühler. Als aber der Vater von Pantaleons Beerdigung heim kam, fragte ihn die Mutter:

„Schneller, was hast heut gungen beim Grabtragen?“

Da jagte der Vater: „Das kommt erst heut mittag.“

Und nach dem Essen fragte er die Mutter und uns Kinder:

„Wollen wir nicht dem Pantaleon auch ein Christbäumle bringen?“

„Jawohl, das wollen wir“, sagte die Mutter, und jedes der Kinder gab ein Kerzchen her, und dann gingen wir an dem glühenden Wintertag hinaus und steckten in die gefrorenen Schollen des frischen Grabes ein Bäumle. Und als die Mutter die Kerzen angezündet hatte, faltete der Vater vor dem Grab die Hände und sagte:

„Mir henn jo zwar sei Lohn davon, Doch tun mers gern, Pantaleon! Amen.“

Der Weihnachtsgedanken im Volksempfinden.

Von G. Falkenfelds.

Uralt, älter als Kirche und Christentum ist im deutschen Volksempfinden der Gedanke, daß die Jahreswende der Sonne, die zum aufsteigenden Leben führt, wahre „Weihnächte“ in sich birgt, in denen mehr vom Naturgeheimnis offenbar werden mag als sonst im Abrollen des Sonnenjahrs. Im altgermanischen Empfinden war diese Drehung des Sonnenrades, wie so anschaulich die alten Quellen den stets gleichmäßigen Wechsel der Jahreszeiten nennen, ein Symbol des Weltbaues selbst, von dem sich der Deutsche, bevor ihm die römischen Mythen bekannt wurden, folgende Vorstellungen machte:

Ursprünglich war nur der Raum, Sinnungsgat nennt ihn die Edda, das älteste Denmal, in denen sich der Weihnachtsgedanke unabhängig von seinen späteren Deutungen findet. An seinem nördlichen Teil entsprang die Quelle der Kälte. Sie kühlte ihre Umgebung in frostige Nebel. Dort war das Nebelheim (Mifelheim), von dort strömten die nebelgrauen Kältebogen hinaus in die Welt, und trachteten, sie mit Grauen und ewiger Lieblosigkeit zu erfüllen. Daran aber wurden sie gehindert durch die Wärme, die sich dem Kälteod entgegenstellte und aus Nuds Brunnen, dem Wärmequell im Süden des Raumes kam. Wo sich die beiden Strömungen trafen, keimte das Leben in tausendfacher Gestalt, als Götter, als Wesen, als Mensch und Tier und Pflanze. Alles das ist verkörpert im Sinnbild der Welt-Eiche Yggdrasil, die ihre Wurzeln sandte zum Wärme- und zum Kältequell, ihre tiefste dritte Wurzel aber in den Brunnen senkte, aus dem die lebenserhaltende Weisheit floß.

Diese Vorstellung vom Weltentwerden und Sein hat man nicht umsonst die schönste aller Mythologien genannt. Denn sie vereint wirklich in feltener Weise Wirklichkeiten, echtes Wissen mit einer Vorstellung von den kosmischen Gesetzen, die eigentlich nur in anderer Sprache, in dichterischen Bildern daselbe sagt, was sich heute wissenschaftliche Weltanschauung nennt. Wäre im Ablauf deutscher Entwicklung aus jenen Vorzeiten in natürlichem ungestörtem Wachstum die Gegenwart entstanden, nie hätte sich die tiefe Kluft zwischen Volksempfinden und Wissenschaft aufgetan, unter der unsere Kultur heute leidet.

Die altdeutsche Schöpfungsgeschichte ist nämlich, wie man leicht erkennt, vor allem eine geographisch richtige Beschreibung der Naturverhältnisse des Erdteiles zwischen dem nördlichen atlantischen Ozean und Afrika. Mifelheim gibt es wirklich. Es ist der Teil zwischen der Küste von Labrador und Island, nicht weit von dem Punkte, wo die „Titanic“ auf dem Meeresgrund langsam zum Fossil wird. Dort braut ewiger Nebel, fast ununterbrochen gehen seine Sprühregen nieder und um die von Norden herantreibenden Eisberge brodeln eisiges Wasser, das aus der Baffinsbai, dem wahren Kältebrunnen der Welt, langsam herausströmt. Es ist jene Weltgegend, aus der die fast jede Woche im europäischen Wetterbericht wiederkehrende isländische oder atlantische Depressionen ihren Ausgang nimmt und wie ein Dämon der Eishölle begleitet von Stürmen, Regenböden und Wetterstürzen langsam über Europa hinwegzieht, wo sie schon viel von ihrer ursprünglichen Macht verloren hat, bis sie, etwa an den Südoostgrenzen Deutsch-Oesterreichs endgültig von der trockenen Luft der Steppen aufgelogen wird. Den Dichtern der Edda war diese Quelle alles Naturunheils, die für den Naturmenschen nur zu oft Tod und Weltuntergang bedeutete, nur zu wohl bekannt, ist doch die Edda in Island aufgezeichnet worden. Viel weniger bekannt war ihnen dagegen Urds Brunnen, von dem nur ferne Sendboten und Sagen nach deutschem Land herüberkamen vom afrikanischen Süden, nach dem alle Sehnsucht ging, die aber nur von Ostgoten und Vandalen, und von denen nur zu ihrem Unheil, verwirklicht wurde. Der Südwind, die dem Nordländer am südlichen Himmelrand dahingehende Sonne, jeder Wanderer vom Süden brachte Kunde, daß der Quell der Wärme am andern Ende der bekannten Welt wieder jenseits eines